



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

N., M.: Neue Romane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Härte genommen. Wer sich zur Einziehung nicht meldet, soll allerdings auch nicht befördert werden. In der Übung wiederholt der Reservearzt früher gelerntes und prägt sich neues ein.

Zum Schluß möchte ich nur noch sagen, daß ich mir recht gut denken kann, daß diese Wünsche schon an anderer Stelle empfunden worden sind, daß es aber schwer sein wird, sie zu verwirklichen. Aber bei einer neuen Organisierung des Sanitätskorps, die ja doch über kurz oder lang einmal eintreten wird, denke ich mir, wird auch von meinen Ansichten die eine oder die andre zur Ausführung kommen.

Braunschweig, im März 1890



Neue Romane



Wit nicht weniger als drei Werken, von denen zwei allerdings schon älter und jetzt nur in zweiter Auflage gedruckt worden sind, ist Wilhelm Raabe auf dem Büchermarkt des letzten Jahres erschienen. Das jüngste Werk: Der Lar, eine Ofter-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgegeschichte (Braunschweig, Westermann, 1890) ist räumlich das bescheidenste; die zwei andern Dichtungen: Unseres Herrgotts Kanzlei (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung, 1889) und Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale (2 Bände, Braunschweig, Westermann, 1890) sind weit umfanglicher und stammen aus den Jahren 1862 und 1863, erleben also fast nach drei Jahrzehnten noch eine neue Auflage. Sie sind auch in der That kaum mehr zu sehen gewesen. Hat der Dichter wohl daran gethan, diese Erzählungen uns wieder anzubieten? Diese Frage hat er durch die Neuauflage selbst aufgeworfen, und sie haben wir hier zu beantworten.

„Unseres Herrgotts Kanzlei“ ist eine historische Erzählung aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, der Zeit der Religionskriege. „Unseres Herrgotts Kanzlei,“ das ist der Ehrenname der Stadt Magdeburg, den sie sich in ihrer tapfern Verteidigung des lutherisch gereinigten Glaubens gegen Papisten und Interimisten, gegen den Kaiser und gegen die Landesfürsten von Mecklenburg und Sachsen erworben hat. Der Schauplatz der Erzählung ist Magdeburg mit seiner nächsten Umgebung, und zwar zur Zeit der Belagerung durch den wilden Herzog Jörg von Mecklenburg, der die fleißigen Bürger um ihren Wohlstand beneidete und die Wirren der Zeit dazu benutzen wollte, die feste Stadt zu

Grenzboten I 1890

70

erobern. Also ein Kampf um die Freiheit des Geistes und des Leibes, ein Teil der hundertjährigen Kämpfe zwischen Bürgertum und freibeuterischem Adel, ein Kampf zwischen Mittelalter und Neuzeit aus der ruhmreichsten Zeit des deutschen Volkslebens wird uns geschildert. Mit Begeisterung hat sich der Dichter in die Vergangenheit vertieft. Sein Herz steht natürlich auf Seiten der Protestanten. Das ehrenfeste Bürgertum schildert er liebevoll, mit satirischer Kraft den feigen und üppigen katholischen Klerus, mit feiner Einsicht die damals zuerst auftauchenden Künstler der Politik vom Schlage eines Moritz von Sachsen: echte Renaissancemenschen. Vor Raabes Phantasie ersteht die Vergangenheit in allen ihren Lebensformen mit sinnlich greifbarer Macht: er sieht die Landsknechte in ihren prahlerischen Kleidern, er sieht in das Innere der Bürgerhäuser, er sieht die bittere Armut des Bauernvolkes. Von fesselnder Lebendigkeit sind die Bilder des Kriegeslebens, die Schilderungen der Schlachten und Scharmügel zwischen den Magdeburgern und ihren Belagerern, die Schilderung des Brandes der Neustadt nach dem Verrat; jede Figur steht sicher und kräftig da, man hat seine Freude an all den mannichfaltigen Charakteren.

In der Mitte der Erzählung steht das Haus des Ratsherrn Horn, eines bis zur Ungerechtigkeit gerechten Mannes. Sein Sohn Markus Horn ist, wie so mancher andre Student jener Zeit, von der Universität weg in den Krieg gelaufen, zu den mit Recht berüchtigten Landsknechten. Viele Jahre lang hat er nichts von sich hören lassen, hat für verschollen gegolten, und der alte Horn hat ihn aus seinem Herzen gestrichen zum schweren Leidwesen seiner guten Frau Regula, die sich stets nach ihrem geliebten einzigen Sohne sehnte. Nun, bei drohender Gefahr, kehrt der Fahnrich Markus Horn mit einem Häuflein andrer Magdeburger Kinder in die geliebte Heimat zurück, um in ihrem Heere zu dienen. Er hofft reuig Aufnahme bei seinen schwer gekränkten Eltern zu finden, der erbitterte Vater aber weist ihm hart die Thür. Aber während der dreizehnmönatlichen Belagerung findet Markus Gelegenheit sich auszuzeichnen, nach und nach nähern sich Vater und Sohn, und es kommt zur Versöhnung.

Dies die novellistische Mitte der an Figuren und Ereignissen sehr reichen Geschichte. Die Erzählungsweise Raabes weist schon hier einige von den Fehlern auf, die er in den spätern Werken nicht abgelegt hat. Erstens läßt er sich von seinem rein wissenschaftlichen Interesse, von seiner Freude an der zeitgenössischen Chronik, die seiner Erzählung zu Grunde liegt, verleiten, uns ausführlich und in gelegentlichen Zitaten Teile seiner Quelle mitten im dichterischen Text mitzuteilen, sodaß die stilistische Einheit der Darstellung gänzlich verloren geht; sogar litterargeschichtliche Notizen über die Behandlung desselben Stoffes durch Dichter des siebzehnten Jahrhunderts werden uns nicht erspart. Zuweilen guckt das Lächeln der romantischen Ironie aus den Zügen des Er-

zählers bei dieser Vertraulichkeit mit dem Leser hervor, der in die Mache der Erzählung Einblick gewinnen und jede Illusion verlieren soll: eine romantische Neigung, von der Raabe auch bis auf den heutigen Tag nicht hat lassen können. Im ganzen ist aber sein übrigens sparsamer Humor in „Unser Herrgotts Kanzlei“ noch immer objektiv, und kaum irgendwo dürfte sich Raabes ursprüngliche, echt künstlerische Gestaltungskraft so mächtig offenbart haben, wie in dieser geschichtlichen Erzählung.

Der andre Fehler, den sie zeigt und der auch nicht von ihm überwunden worden ist, ist die Neigung, seine Gestalten ellenlange Reden halten zu lassen. Wie diese langen Reden die Erzählung aufbauschen, die Geduld des Lesers auf harte Proben stellen, haben wir zu unserm Schrecken in dem zweiten Werke „Die Leute aus dem Walde“ erfahren. Die Charakteristik poetischer Figuren durch solche Reden gehört wohl zu den aller schwächsten Kunstmitteln eines Erzählers. Zur Not kann dieses Mittel, wenn es sparsam verwendet wird, von Wirkung sein; einzelne Menschen haben ja in der That eine Leidenschaft zu sprechen. Unser Dichter aber scheint der Meinung zu sein, daß es eine Eigentümlichkeit aller Menschen sei, recht breit und mit mehr oder weniger Witz sich zu expeditoriren, und das will uns doch als eine sehr irrige Meinung erscheinen. In Wahrheit kann auch der Erzähler sowie der Dramatiker Menschen nur durch ihre Handlungen charakterisieren; soll ihre Rede poetischen Wert haben, so muß sie naiv erscheinen, vom Dichter ihnen ohne ihr Wissen abgelauscht. Dann machen seine Gestalten den Eindruck der Lebendigkeit, wirken poetisch und erscheinen als Naturen. Die Manier Raabes dagegen droht die Erzählung in einen in verschiedenen Masken gehaltenen Monolog des Erzählers selbst umzuwandeln.

Freilich hängt dieser Fehler mit der eigentümlichsten Eigenschaft von Raabes Dichternatur zusammen. Raabe hat das Bedürfnis, sich jede einzelne Thatsache von allen möglichen Seiten zu beschauen, sie im Zusammenhang mit seiner gesamten Weltanschauung, mit all seinem geistigen Besitz zu betrachten. Er ist der äußerste Gegensatz der Naivität, die er doch, wenn er ihr begegnet, so innig liebt. Für Raabe gewinnen die Thatsachen nur dann Wert, wenn er aus ihnen recht viel Gedanken saugen kann; denn nur das Denken ist diesem tief in sich selbst vergrabenen Geiste, der seinem eignen sinnlichen Dasein fremd zusieht,*) das wahre Dasein, der einzige Genuß, und von diesem Standpunkte

*) Höchst bezeichnend für Raabe ist darum das Anpreisen folgender Weisheit in den „Leuten aus dem Walde“: „Der Sternscher zog das Encheiridion des Epiktet aus der Tasche, blätterte drin und paraphrasirte dann dem Kranken das dreiundzwanzigste Stück: »Bedenke immer, das Leben sei dir gegeben, wie dem Schauspieler eine Rolle im Drama vom Dichter gegeben wird. Spiele sie ab, wie sie der große Poet geschaffen hat — kurz, wenn sie kurz, lang, wenn sie lang ist. Wenn dir die Rolle eines Bettlers gegeben ist, so agire sie, so trefflich du irgend vermagst.«“ u. s. w.

aus hat er seinen Humor gefunden, der überlegen auf die im sinnlichen Streben sich aufzehrende Menschheit herabschaut, und dem nichts lieber ist, als zu zeigen, wie groß, wie zahlreich und wie heiter die Widersprüche in dieser jämmerlichen und doch so niemals auszudenkenden, also doch nicht auszugenießenden Welt sind. Von der Höhe dieses der selbstvergeßenen künstlerischen Naivität ganz entgegengesetzten, stets seiner selbst bewußten Geistes liebt es Raabe, seine Erzählungen zu schreiben, in denen eben darum übermütig mit dem Leser gespielt wird (denn der Dichter ist sich ja fortwährend des Dichtens bewußt), und in denen daher so viel Sorgfalt auf die langen Reden der Figuren verwendet wird (denn auf dieser Höhe des sich selbst genießenden Betrachtens tritt das Interesse an den Thaten und Handlungen der Menschen zurück). Das Kunststück des Dichters muß nun darin bestehen, trotz dieser fortwährenden Zerstörung des Scheins das dichterische Bild doch unzerstört zu lassen, die notwendige sachliche Wirkung der Charaktere und Handlungen nicht zu vergessen, kurz: nicht aufzuhören, Poet zu sein. Nicht immer ist dies Raabe völlig gelungen, und nur langsam scheint er diesen seinen ganz eigentümlichen Stil gefunden zu haben.

In dem Roman der „Leute aus dem Walde“ besaß er ihn gewiß noch nicht. Die Fabel selbst hat noch keine Spur von jenem humoristischen Charakter der spätern Raabischen Erfindungen, sie ist ganz romanhaft; die humoristischen Elemente der Erzählung kleben alle den sonderbaren Kläuzen an, die in der Geschichte zu thun haben. Man könnte den Roman auch einen pädagogischen, einen Bildungsroman nennen, wie sie zahlreich genug bei uns geschrieben worden sind; aber damit würde man mit allen zehn Fingern auf seine künstlerische Schwäche hinweisen. Wir wollen seine Handlung nur kurz skizziren. Sie spielt in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts; Ort: vermutlich Berlin und Pommern, wo man sich das Gut Poppenhagen denken muß. Ein in der Waldeinsamkeit und bei einigem Pastorenunterricht aufgewachsener Junge von achtzehn Jahren, Robert Wolf aus Poppenhagen, hat der nicht gerade in dem besten Rufe stehenden Schauspielerin Eva Dornbluth, seiner Mitschülerin auf dem Dorfe, eine lärmende Eifersuchtszene in ihrer eignen prächtigen Wohnung gemacht. Er behauptet, Ansprüche auf ihre Liebe zu besitzen, die sie leugnet; er prügelt sogar ihren Liebhaber und Gönner, den frivolen Lebemann Leon von Poppen, durch und wird deshalb auf die Polizei gebracht. Beim Verhör macht sein charaktervoll naives Wesen auf den philosophischen Protokollschreiber Friedrich Fiebiger einen so guten Eindruck, daß dieser — überdies noch ein Landsmann Roberts — sich entschließt, den prächtigen, aber von aller Welt und allen Mitteln verlassenen und entblößten Burschen zu sich zu nehmen und zu einem tüchtigen Manne zu erziehen. Dieser Anfang der Geschichte ist ganz vorzüglich und das Beste an ihr. Nun aber zersplittert sich das Interesse des Erzählers auf eine Reihe von Sonderlingen,

und von der eigentlichen Entwicklungs- und Bildungsgeschichte seines alle Welt entzückenden „Knaben,“ wie er stets den achtzehnjährigen Robert nennt, erfahren wir blutwenig. Alles, was wir ihn an Abenteuer erleben sehen, ist äußerlich; den Zauber, den er ausübt, die Tüchtigkeit, die er erlangt haben soll, müssen wir dem Erzähler nach seinen wiederholten Versicherungen aufs Wort glauben, überzeugt werden wir davon nicht. Das Beste an dem Romane ist die Erfindung der Originale, die Roberts Erziehung leiten: des humoristischen Polizeischreibers Fiebiger, des pathetisch gedankenvollen Sternguckers Ulex und des thätig liebenden Freiräuleins Sulfiane von Poppen; dazu kommt die possenhaft humoristische Figur des Histrionen Schminckert mit seinen Abenteuern bei alten Jungfern u. s. w. Die Handlung führt uns in dem letzten Viertel des Romans hinüber nach Amerika, nach Kalifornien, wo Robert, nachdem er einige Jahre Universitätsstudien betrieben hat, gelegentlich Goldgräber und reich wird, um endlich die Geliebte heimzuführen und das Gut Poppenhagen kaufen zu können, auf dem alle „Leute aus dem Walde“ vereint ihr Leben teils beschließen, teils begründen sollen. Ein getreues Abbild deutschen Lebens seiner Zeit zu sein, darf dieser Roman wohl keinen Anspruch erheben, obwohl man ihm die Spuren seiner Zeit anmerkt; das wäre schließlich kein Fehler, wenn er nur sonst bedeutend wäre. Aber wir können auch nicht annehmen, daß die Bildungsgeschichte Roberts irgendwie typischen Wert haben soll. Es bleibt daher nur noch der rein dichterische Gehalt der Charakteristik. Daß diese vorwiegend durch eine übermäßige Beredsamkeit und Betrachtung des Dichters über seine Gestalten und dieser selbst geleistet wird, haben wir schon mitgeteilt, auch wie langweilig diese Manier wirkt. Dann sehen wir aber wirklich nicht ein, wem zuliebe und wem zunutze diese neue Ausgabe gemacht sein soll. In der Entwicklungsgeschichte des Raabischen Schaffens bedeuten die „Leute aus dem Walde“ eine Zeit des Suchens nach dem eignen Stil.

Ein Produkt ganz eigentümlicher Art ist die dritte und neueste Erzählung Wilhelm Raabes: „Der Lar.“ Hier ist die geringe Handlung mit Humor durchtränkt, durchgeistigt. Das Unbedeutende wird symbolisch bedeutsam, im Alltäglichsten spiegelt sich der Charakter der Zeit. Der Kontrast des in der Wirklichkeit häßlichen, unangenehmen, abstoßenden, ärmlichen zu der Fülle dessen, was ihm gemächlich untergelegt wird, was es geistig begleitet, ist voll echten und wahrhaft dichterischen Humors. Auch hier wird viel mehr geredet als gehandelt, aber diese Reden sind teils so pudelnärrisch geschickt, teils so rührend drollig, teils so gallig übermütig, daß sie uns stets unterhalten, und bei aller grüblerischen Sinnigkeit kommt es oft zu einem herzlichen Gelächter.

Die Geschichte ist so recht aus den kleinen Misereen des modernen städtischen Lebens herausgewählt, die gerade wert genug sind, daß sich ein tieferes Gemüt ein klein wenig über sie ärgere, um sich doch nach einem Augenblick der Verstimmung wieder in die reine Lust des Geistes zu erheben. Die Erzählung

beginnt mit der Ausquartierung und Überfiedlung dreier Menschen. Der Student Paul Warnefried Kohl, dessen Vater ein scholastischer Germanist war und sich gar nicht aufs Erwerben verstand, muß nach dem Tode seiner Mutter den gesamten Hausrat seiner Eltern versteigern lassen, um ihre Schulden zu bezahlen. Warnefried ist sein Lebtag ein kleiner Taugenichts gewesen, in der Schule hatte er seinen Platz immer auf der letzten Bank; aber sein Lebtag war er auch ein Witzemacher, und dieser Humor ist sein einziges Kapital. Man muß ihn trotz all seiner Nichtsnutzigkeit lieb haben. Nun steht er mutterseelenallein, ohne einen Knopf in der Tasche da und weiß zunächst nicht, wo er unterkriechen soll. Natürlich ist es zum Überfluß noch ein Regentag. Es regnet überhaupt viel in der Geschichte. Da in der höchsten Not bringt ihm der Briefträger einen Geldbrief mit vollen sechs Mark. Woher? Aus der Redaktion der „Fliegenden Blätter“ als Honorar für den ältesten Meidinger des Jahrhunderts und mit der ehrenden Einladung, weiter mitzuarbeiten. In Ermangelung eines Trinkgeldes versetzt Kohl dem alten Briefträger einige Küsse, und in der Begeisterung gönnt er sich mit einem ähnlichen Freunde, dem bummeligen Maler Bogislaus Blech, ein ausgiebiges Abendessen, wofür ihm dieser Unterkunft gewährt. Zu derselben Zeit haben auch zwei alte Freunde Kohls die Wohnung gewechselt: der Kreistierarzt a. D. Franz de Paula Schnarrwergk und Fräulein Rosine Müller, Klavierlehrerin. Schnarrwergk hat mit seinem wunderlichen Hausrat, in dem ein ausgestopfter Menschenahn, ein Pithekus, ein Affe, als Lar und Hausgott die hervorragendste Rolle spielt, bei dem strömenden Regen große Beschwerde. Kohl hilft ihm dabei. Zufällig ziehen das Fräulein und der Tierarzt in dasselbe Haus und werden Nachbarn, Thür an Thür. Daraus entwickelt sich nun die kleine Geschichte, die natürlich mit der Ehe Kohls und Rosinchens endigt. Schnarrwergk gehört in die Reihe der Originale derbster Sorte: schnauzig, stachelig nach außen und seelengut von innen. Mit Rosinchen knüpft er, nachdem er sie auf eine schwere Probe gestellt hat, die innigste Freundschaft an; die Probe besteht darin, daß er sie bei niederträchtigem Regen auf einen Spaziergang auf das durch und durch erweichte Land mitnimmt; sie hält aus, sie brummt nicht, bleibt heiter, durchschaut den Grobian in seiner Gefühlsweichheit, und er belohnt sie dafür mit seiner väterlichen Liebe. Der nichtsnutzige Humorist Kohl macht schließlich seinen Doktor, aber keine Staatsprüfung und wird — Zeitungsschreiber, Lokalreporter, Meister in der kunstvollen Darstellung der neuesten Selbst- und Raubmordgeschichten. Mit köstlicher Satire hat Raabe bei dieser Gelegenheit das Zeitungswesen beleuchtet. Der Maler Blech wird schließlich Photograph und zwar eine „Spezialität in Leichenphotographien.“

Das Eigenartigste an dieser ganzen Osters-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte ist die Darstellung. Ein reicher Geist offenbart sich auf jeder Seite, innig empfunden sind alle Stimmungen, meisterhaft ist z. B. jener

Spaziergang im endlosen Landregen geschildert; die zahllosen philosophischen Anspielungen sind voller Munterkeit, und doch ist ein gewisses Maß gewahrt, die Subjektivität des Erzählers läßt der Gestaltung der Menschen und Vorgänge Raum.

Von Raabe zu Redwitz ist ein starker Sprung. Es ist, als träte man aus dem Gemach eines geistvollen und reichen Kunstliebhabers in die gute Stube eines nüchternen, wenn auch nicht unbemittelten Bürgerhauses. Dort fesseln in allen Ecken und Winkeln größere und kleinere Kunstwerke unsern Blick; halb berauscht stehen wir mitten in dem Reichtum, jedes Stück erzählt uns etwas von der innern Geschichte des Hausherrn, von seinen Studien, von seinen Reisen, von seinen Neigungen, wir möchten in dem stimmungsvollen Halbdunkel nur immer so sitzend verweilen und den Mann bei seinen Schätzen reden hören. Hier in der guten Stube ist alles recht brav, recht reinlich, recht beruhigend; aber die Öldrucke an den Wänden sind Duzendware, die modischen Möbelstücke, die ganze spießbürgerliche Sonntäglichkeit des Zimmers übt auf uns keinen besondern Reiz aus; denn so wie diese Stube, so sehen hundert andre aus; von einer persönlichen Eigentümlichkeit ihres Besitzers erzählt sie uns wenig.

Mit diesem Bilde hoffen wir unser Gefühl von dem neuesten Romane Oskars von Redwitz: Glück (Berlin, Herz, 1890) klar ausgesprochen zu haben. Seit einer Reihe von Jahren ist Redwitz unter die Weihnachtsdichter gegangen; die mehrfachen Auflagen seiner letzten Romane beweisen auch, daß er seine Erfolge, sein Publikum gefunden hat, und wir begreifen sehr wohl, daß er sein Publikum unterhält, denn die gute Stube, die wir hier geschildert haben, besteht ja noch in weiten Kreisen des deutschen Volkes, und da finden sich denn verwandte Seelen zu einander. Weniger Sauberkeit und Regelmäßigkeit wäre dichterisch wertvoller, wenn sich eine starke Natur, eine glühende Leidenschaft, ein hoher Sinn offenbarten. Redwitz steigt zum Alltagsleben herab, um selber alltäglich zu werden; er schildert die gediegene Prosa in profaischer Weise. Er ist kein Raabe, der die kleinliche Alltäglichkeit humoristisch adelt; er ist kein Realist, der mit künstlerischem Behagen die Wirklichkeit, weil sie wirklich ist, studiert und mit malerisch geschultem Auge darzustellen sucht, was insofern auch der Beruf der Kunst ist, als sie doch in Wahrheit das Sein im Empfinden des Gemüts erfassen soll. Redwitzens Verhältnis zur Welt ist überhaupt kein rein ästhetisches; die Menschen schildert er nicht objektiv als Naturen, weil er selbst keine Natur ist; seine Weltanschauung ist die eines wohlmeinenden Biedermannes, der Moralist in ihm ist stärker als der Künstler. Seine Erfindungen sind plan, wenig originell, seine Entwicklung so fade wie matte Limonade. Seine Bücher können mit größter Gemütsruhe der reifern Jugend in die Hand gegeben werden — weniger Gemütsruhe wäre jedenfalls mehr Wertschätzung. Denn wenn man auch nichts

mit dem Naturalismus zu thun haben will, so kann man doch nicht der Schablonenpoesie das Wort reden. Zwischen diesen Gegensätzen unsers literarischen Schaffens wird es doch wohl noch eine Mitte geben.

Redwitz hat einen stattlichen Band geschrieben, um die nagelneue Weisheit zu lehren, daß das menschliche Glück nicht in dem äußern Besitz an Geld und Gut, sondern in der Güte und Ruhe des Herzens bestehe. Er sorgt allerdings dafür, daß seine braven armen Menschen schließlich doch noch zu einer sehr erklecklichen Versorgung gelangen, aber das Geld allein, beweist er uns umständlich, macht nicht glücklich; man kann Millionen besitzen, und Sicht und Herzbeutelwasser sucht thun doch sehr weh, kein Bettler möchte mit so einem Millionär tauschen. Das ist die Moral seines Buches — ohne Zweifel so wahr als möglich, aber auch ebenso trivial als möglich. Nichts ist langweiliger als die Auseinandersetzungen Redwitzens, die sich immer nur ums Geldhaben oder ums Geldnichthaben drehen. Offenbar wollte auch er in der Romanform der Strömung der Gegenwart folgen und Stellung zur sozialen Frage nehmen. Als guter Mensch empfindet auch er das Elend der arbeitenden Klassen, das in schroffem Gegensatz zu dem Dasein von Millionären besteht. Dem Mitleid mit der Not der Arbeiter redet auch er hieder und wohlmeinend das Wort. Er geißelt den Fabrikanten, der für die Arbeiter seiner großen Spinnfabrik nicht erträgliche Wohnungen schaffen will; in seinem Eifer macht er den reichen Emporkömmling zu einem brutaleren Selbstsuchtsmanne, als gerade nötig ist; aber er vertritt die Absichten des Realismus ohne die künstlerische Kraft eines guten Realisten. Die Fähigkeit, in den Dingen aufzugehen, eine reiche Anschauung von der Wirklichkeit, sei es des Volkslebens, sei es des Bürgertums, besitzt Redwitz nicht. Er bewegt sich nicht in einer unmöglichen, aber doch in einer unwirklichen Welt. Es ist z. B. gewiß nicht unmöglich, daß ein kenntnisreicher und ungewöhnlich tüchtiger Gutsbesitzer bei voller Kraft sein ganzes Gut dem Sohne bei seiner Heirat liebevoll überläßt, um diesem allen Spielraum zu lassen; aber es ist unwirklich und grenzenlos thöricht, denn derselbe Mann, der sein Lebtag fleißig gearbeitet hat, muß sich in der großen Stadt, in die er nun übersiedelt, aus Müßiggang zu Tode langweilen, und alle Attribute der Weisheit, die ihm Redwitz beilegt, werden durch diese Handlung so unwahr gemacht, als es nur denkbar ist. Poetisch genommen, fängt der müßige Landwirt in der Stadt eigentlich erst an, interessant zu werden. Wie wenig humoristische Gestaltungskraft Redwitz besitzt, erkennt man aus der Zeichnung einer andern Figur, des Gymnasialdirektors „Sozusagen“ Dr. Weise: eines Wohlthäters im Stillen, der unbeholfen und befangen wird, wenn er sprechen soll. Was hätte Raabe aus dieser Gestalt gemacht! Bezeichnend für den philiströsen Mangel an Humor bei Redwitz ist die ernsthafte Predigt gegen die Scherze über die Schwiegermütter, die eine Zeit lang von den Witzblättern gebracht wurden. Da thut sich der moralisirende Wiedermann eine Güte!

Mit dieser Predigt hat sich Nedwiz geradezu lächerlich gemacht. Die einzige interessante Figur ist die des Robert Steffens, eines Strebers, der sich seines Strebertums nicht bewußt ist. Ihr zuliebe wollen wir die Handlung des Romans wenigstens in den Umrissen mitteilen.

Der Kreisgerichtsrat Steffens in einem kleinen ostpreußischen Städtchen stirbt rasch infolge einer Lungenentzündung, die er sich im Dienste der Justiz zugezogen hat. Er hat mit seiner Frau und drei Kindern von seinem Gehalte in bescheidenen, aber befriedigenden Verhältnissen gelebt. Nun ist die ganze Familie auf den Witwengehalt von zweihundert Thalern angewiesen: zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben, denn die zwei Söhne Rudolf und Robert sind noch Gymnasiasten, Klärchen kann nur gut Klavier spielen. Die Rätin Steffens siedelt mit zwei Kindern, Klärchen und Rudolf, nach Königsberg über. Viele Versuche, Geld zu erwerben, scheitern. Endlich findet die Rätin im „Joanneum,“ einem Pensionat für sechs Gymnasiasten, das der Direktor Weise eingerichtet hat, Unterkunft, Einkommen, Ruhe. Einen der Knaben, eben jenen reichen Gutsbesitzerssohn, heiratet Klärchen; ihr Bruder Rudolf heiratet, nachdem er ein berühmter Arzt geworden ist, seine Schwägerin Johanna. Der zweite Sohn der Rätin Steffens, eben jener Robert, ist beim Kommerzienrat und Besitzer einer Spinnfabrik Bode im kleinen Städtchen als Mentor und Studiengenosse dessen Sohnes Erwin zurückgeblieben. Es wird uns oft versichert, daß er ein „Genie“ sei. Von dieser Genialität können wir aber nur eine Äußerung beobachten: seine Unfähigkeit, zufrieden zu sein. Schon zu Vaters Lebzeiten hat er mit Neid das Bode'sche Haus besucht, und nach des Vaters Tode hat er sich von den Seinigen, vor deren Not ihm graute, getrennt, um beim Millionär unterzukommen. Dort hat ihn von Anfang an der Verdacht des Strebertums verfolgt, dem er aber durch energisches Auftreten und tüchtige Leistungen zu begegnen verstand. Im deutsch-französischen Kriege (den kann Nedwiz immer noch nicht entbehren! man sollte meinen, im „Haus Wartenberg“ hätte er ihn genügend verwertet) fällt sein Schützling Erwin Bode, und noch vor seinem Hingange empfiehlt Erwin den Jugendfreund Robert den reichen Eltern aufs eindringlichste. Robert also zieht ins Haus des Kommerzienrats, der indes bald stirbt, Gattin und Tochter einzig dem Schutze Roberts überlassend. Schließlich heiratet Robert die reiche Erbin, aber noch immer ist er nicht glücklich. Er verhärtet in der Unruhe seines Innern nach außen, wird noch strenger als der verstorbene Manchestermann Bode gegen die Fabrikarbeiter, das Gold befriedigt ihn nicht, da ihm ein Leibeserbe versagt bleibt; seinen Geschwistern hat er sich innerlich längst entfremdet, und schließlich führt ihn die Unseligkeit seines Herzens zum Versuch des Selbstmords. Der Schwerverwundete genest in einer kümmerlichen Arbeiterstube, wohin er nach seiner rasch entdeckten That gebracht worden ist. Und hier befehrt er sich denn auch zum

Mitleid, zur Liebe zu seinen Arbeitern, denen er nun endlich Wohnungen bauen läßt.

Die gar zu sichtbare Tendenz in dieser Entwicklung einer interessanten Charaktergestalt verdirbt ihren dichterischen Wert. In der Hand eines profaischen Mannes wird selbst das Körnchen Gold zu Messing.

Wien

n. 27.



Wiener Volksstücke



In Wien sind jetzt zwei Bühnen, auf denen das Volksstück gepflegt wird: das Josefstädter und das Karltheater in der Leopoldstadt. Das Josefstädter steht unter der Leitung eines gewissen Giesrau, dem Karltheater steht der bekannte Komiker Karl Blafel vor, der vom Jahre das Josefstädter Theater innehatte. Dem Namen Blafel wohnt in Wien unstreitig eine große Zugkraft inne, aber es hat sich doch in diesem Winter gezeigt, daß er allein nicht imstande ist, volle Häuser zu machen, es müssen doch auch sonst noch gute Schauspieler und wenigstens leidliche Stücke dazu kommen. An beiden hat es aber im Karltheater gefehlt. Dagegen erfreut sich das Josefstädter Theater immer guten Besuchs, obwohl Giesrau dem größeren Publikum kaum den Namen nach bekannt ist. Aber er hat es verstanden, gute Kräfte heranzuziehen, und er bietet im ganzen doch eine bessere Kost als Blafel.

Das große Zugstück des vorigen Jahres — es wurde etwa zweihundertmal im Josefstädter Theater aufgeführt —, die „Gigerln von Wien“ — erscheint jetzt nur selten noch auf den Brettern: jedermann hat sie gesehen, viele sogar zweimal. Wie wir hören, konnten sich die „Gigerln“ auf fremden Bühnen — in Deutschland und selbst in den deutschösterreichischen Provinzen — den Beifall nicht erringen, der ihnen in Wien so reichlich gespendet wurde, hier und da sind sie sogar durchgefallen. Das ist leicht begreiflich, nicht etwa deshalb, weil das Stück zum größten Teil in der Wienerischen Mundart geschrieben ist, sondern weil die drolligsten Gestalten dem Wiener Vorstadtleben entnommen und darum auch nur wieder hier verständlich sind. Die Helden freilich — die Gigerln — sind kein Erzeugnis des Wiener Bodens, sie stammen aus Paris, haben sich rasch in allen europäischen Großstädten eingebürgert, wohl überall eine gewisse Lokalfarbe angenommen, aber immer gewisse gemein-